

Familie Georgis ist vor vier Monaten nach Amman gekommen. Vater Adnan, ein Elektriker, wurde im Irak entführt und ist seither verschwunden. „Haut ab“, stand kurz danach an die Haustüre gesprüht. Jetzt wohnen Mutter Awatif und ihre drei Kinder in einem kleinen Mansardenzimmer im Armenbezirk Ashrafiyeh der jordanischen Hauptstadt. Nachts schlafen alle unter freiem Himmel auf dem Flachdach zwischen den Satellitenschüsseln der Nachbarn. „Wir können nicht mehr“, sagt sie nur. „Wir haben nichts mehr außer unserem Glauben.“

So berichtet es Mansour Mattosha, als er an dem Haus vorbeigeht. Zehn Jahre lang war er Seelsorger an der St.-Bihnam-Kirche in Bagdad. Heute existiert die Gemeinde nicht mehr. Seit die amerikanische Irak-Invasion 2003 die wohl brutalste Christenverfolgung der jüngeren Weltgeschichte entfesselte, wurden im ganzen Land Kirchen angezündet und Klöster verwüstet, christliche Familien bedroht, Väter oder Söhne entführt, Priester ermordet. Jeden Tag habe er Taufzeugnisse ausgestellt, für alle, die nur noch weg wollten, sagt Mansour Mattosha. „Ich habe das ganze Drama mit eigenen Augen gesehen.“ Inzwischen leben von den einst 1,2 Millionen Christen unter Saddam Hussein höchstens noch 300 000 im Irak. Und der Exodus geht weiter. Monat für Monat stranden Familien mit Touristenvisa in Jordanien und Syrien, tauchen in die Illegalität ab und versuchen, irgendwie weiterzukommen. Nur zurück will keiner. 60 000 Christen haben allein in Amman Unterschlupf gefunden.

Freikauf in letzter Sekunde

Seit einem Jahr arbeitet Mansour Mattosha nun in Amman. Fast zu jedem Haus kann der Geistliche ein Schicksal erzählen, wenn er durch die steilen Straßen von Ashrafiyeh läuft, wo seine kleine Marienkirche steht. Da ist eine Ecke weiter das frisch verheiratete Paar, dem muslimische Peiniger im Irak ihren kleinen Getränkkeladen zertrümmerten und eine CD mit Morddrohungen unter der Haustür durchschoben. Ein anderer junger Mann konnte seine Familie in letzter Sekunde für 25 000 Dollar freikaufen, nachdem man ihm bereits die Beine gebrochen hatte.

Aufgerüttelt durch die Tragödie im Irak, hat die katholische Kirche zum ersten Mal in ihrer Geschichte ein großes Krisentreffen zum Schicksal ihrer orientalischen Schwesterkirchen einberufen. 150 Patriarchen und Bischöfe tagen seit Sonntag in einer Sondersynode im Vatikan. In ihrer Unruhregion liegen die Wurzeln des Christentums. Von Ur in Chaldäa, dem heutigen Südirak, machte sich Abraham auf ins Gelobte Land, der wohl berühmteste Migrant der Weltgeschichte. Im palästinensischen Bethlehem wurde Jesus geboren. In Jerusalem ist er am Kreuz gestorben

und nach dem Glauben der Christen drei Tage später wieder auferstanden. Und wäre nicht Paulus von Jerusalem aus bis nach Athen gezogen und hätte auf dem Gebiet der heutigen Türkei und Griechenlands die ersten Gemeinden gegründet, wären die Jesus-Anhänger eine kleine jüdische Sekte geblieben.

Heute leben noch 17 Millionen Christen unter den 480 Millionen Muslimen des Nahen und Mittleren Ostens. Sie sind kleine Minderheiten – angefangen mit weniger als einem halben Prozent im Iran und in der Türkei, über 2,0 in Israel und 2,4 Prozent in Jordanien bis hin zu rund 10 Prozent in Ägypten. „Die Geschichte hat uns zu einer kleinen Herde gemacht“, seufzte Papst Benedikt XVI., als er 2009 zu dem Kirchentreffen einlud. Das 46-seitige vorbereitende Synodenpapier nennt die Sorgen der Gläubigen deutlich beim Namen. Ob in Ägypten, Libanon, der Türkei oder Iran, überall fühlen sie sich durch das Erstarken des „politischen Islam“ mit seinen „extremistischen Strömungen“ bedroht, der allen – auch moderaten Muslimen – seine Lebensweisen aufzwingen wolle. Der Orient erlebe eine „christliche Entvölkerung“, lautet das besorgte Fazit im Vatikan.

Welche Folgen das für das Kernland der Bibel, Palästina, hat? Eines Tages werde man sich fragen, „ob Jesus wirklich hier war, wenn keine Menschen mehr vor Ort präsent sind, die an ihn glauben“, meint Erzbischof Lufi Laham. Die Mehrheit der weltweit 400 000 palästinensischen Christen lebt mittlerweile auf anderen Kontinenten. Manche Gemeinde in Kanada, Australien oder Südamerika ist heute größer als die in Jerusalem oder Bethlehem. Beispielhaft für diesen Aderlass ist die Entwicklung in Jerusalem. Vor der Staatsgründung Israels lebten hier rund 30 000 Christen unter 200 000 Einwohnern. 60 Jahre später sind unter 740 000 Bürgern nur noch 12 000 Christen. Wenn dieser Trend sich fortsetze, so der Erzbischof, werde „das Heilige Land für die Christen zum Museum“.

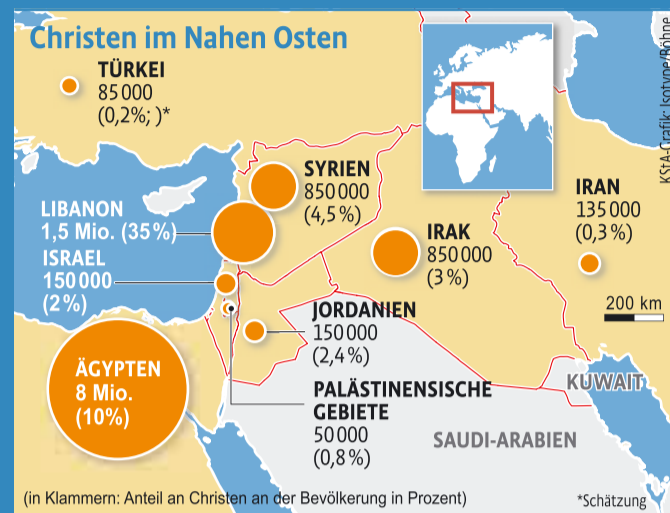
Dabei zählen Armenier, Kopten, Melkiten und Syrisch-Orthodoxe zu den ältesten Kirchen überhaupt, zusammen mit den Chaldäern. Mehr als tausend Jahre tiefe historische Wurzeln haben auch Maroniten, Griechisch-Orthodoxe und Äthiopier. „Wir arabische Christen sind hier genauso zu Hause wie die Muslime und teilen mit ihnen eine reiche gemeinsame Kultur“, sagt Selim Sayegh, Weihbischof im Lateinischen Patriarchat in Jerusalem. Und er weiß davon zu berichten, dass islamische Radikale die einheimischen Christen immer aggressiver als fünfte Kolonne des Westens denunzierten. „Sie tun so, als wenn wir Mitschuld trügen an den Problemen, die die USA und Europa in der Region verursacht haben.“

Aber auch muslimische Intellektuelle sehen den Exodus mit

Zum Abschied ein Taufzeugnis

Ob in Ägypten, Libanon oder Irak: Christen fürchten das Erstarken des politischen Islam und flüchten aus ihrer Heimat

Von Martin Gehlen



Messdiener bei einem Gottesdienst in der chaldäischen Flüchtlingsgemeinde in Amman. BILD: EGLAU

Sorge. „Je weniger Christen es gibt, desto stärker wird der islamische Fundamentalismus“, prognostiziert Mohammed Sammak, politischer Berater des Großmuftis im Libanon. „Wenn die Christen eines Tages nicht mehr da sind, das ist, wie wenn man aus einem Tuch Fäden herauszieht – am Ende zerfällt das gesamte soziale Gewebe.“ Seit dem Krieg im Sommer 2006 haben 70 000 Christen den Zedernstaat verlassen – einer Umfrage zufolge gehen die meisten wegen der radikalen schiitischen Hisbollah.

Auf eigene Kräfte bauen

„Das Schlimmste wäre, wenn die Teilnehmer der Synode lediglich mit schön formulierten Dokumenten zurückkämen“, meint Wael Suleiman, der erst 36-jährige Caritas-Direktor von Jordanien. Er plädiert an die lokalen Kirchen, weniger nach Europa oder Amerika zu schielen und mehr auf die eigenen Kräfte zu bauen. In Jordanien hätten Christen einen Anteil von 3,5 Prozent an der Bevölkerung, besäßen aber ein Drittel der wirtschaftlichen Macht – besonders im Bankengeschäft und im Autohandel. „Wir sollten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht nur predigen, sondern auch leben.“ Das gelte auch für das Verhältnis der jordanischen Christen zu den irakischen Flüchtlingen.

Was Wael Suleiman meint, lässt sich an der chaldäischen Notgemeinde in Ammans Stadtteil Lweibdeh ablesen. Rund 150 Menschen haben sich am Sonntagabend zum Gebet versammelt. Die Gesichter sind ernst, erschöpft und in sich gekehrt. Als Kirchenraum dient das mit einer Garage zusammengelegte Wohnzimmer einer Parterrewohnung. Billige Plastikstühle ersetzen Kirchenbänke, hinter dem Altar lugt noch der offene Kamin aus rötlichem Marmor hervor. Am schwarzen Brett neben den Eingang hängt ein Drohbrief von El Kaida, den jemand aus Bagdad mitgebracht hat.

„Wir gehören zu den ältesten christlichen Gemeinden überhaupt und werden heute als Verwandte der Amerikaner beschimpft“, sagt Pfarrer Raymund Moussalli. Der chaldäische Priester, der in Syrien und Rom studiert hat, kümmert sich seit sieben Jahren in Jordanien um die Flüchtlinge aus dem Zweistromland. 5000 Menschen gehören zu seiner provisorischen Gemeinde. „Sie haben ihr Leben gerettet, aber was für ein Leben?“ Fast alle können nicht zurück, und die meisten können nicht weiter. Und so fristen sie ihr Dasein in der Fremde – illegal, untergetaucht, irgendwo unterm Dach oder bei Verwandten. An die Krisensynode in Rom hat er eine einzige Erwartung: „Wir wünschen uns, dass die Kirche in Europa zu unserem Schicksal nicht schweigt. Wir wünschen uns, dass sie kräftig ihre Stimme erhebt und uns hilft, wieder in unser Leben zurückzufinden.“

Die wichtigsten christlichen Glaubensrichtungen im Nahen Osten

Chaldäer

Die chaldäische Kirche führt ihre Gründung zurück auf den Apostel Thomas. Nach dem Konzil von Ephesos im Jahr 431 kam es wegen dogmatischer Streitigkeiten zum Bruch mit der katholischen Kirche in Rom. Seit dem 17. Jahrhundert sind die chaldäischen Christen wieder mit dem Heiligen Stuhl vereint, allerdings mit eigener Kirchenhierarchie und orientalischer Liturgie. Oberhaupt der 23 Bischöfe ist der Patriarch von Babylon, Emmanuel

III. Delly, der seinen Sitz in Bagdad hat. Die meisten Gläubigen lebten bisher im Irak, daneben gibt es Gemeinden im Iran, in der Türkei und in Frankreich.

Die chaldäischen Gläubigen und ihre mehr als 200 Seelsorger sind von der Kirchenverfolgung nach dem Sturz von Iraks Diktator Saddam Hussein durch US-Truppen im Jahr 2003 besonders betroffen. In ihren Gottesdiensten verwenden sie einen Dialekt des Aramäischen, der Sprache Jesu.

Kopten

Die Koptische Kirche geht zurück auf das spätantike Christentum, das zum Patriarchat von Alexandria gehörte. Als Gründer der koptischen Kirche gilt der Überlieferung nach der Apostel Markus, der angeblich Mitte des 1. Jahrhunderts in Ägypten lebte und erster Bischof von Alexandria war. Die koptische Kirche hat ihren eigenen Papst, den 87-jährigen Shenouda III., der seinen Sitz in Kairo hat. Der Anteil der Kopten an der Gesamtbevölkerung im Nil-Tal

wird auf etwa zehn Prozent geschätzt. Ihr Verhältnis zu der muslimischen Mehrheit ist seit Jahrzehnten geprägt von Gereiztheiten, latenten Aggressionen und offenen Gewalttaten.

Internationale Aufmerksamkeit erfuhr Anfang Januar eine Mordtat an Weihnachten, als im südägyptischen Städtchen Nag Hammadi nach der Christmette aus einem fahrenden Autos heraus acht junge Kirchgänger und ein muslimischer Passant wahllos erschossen wurden. Die mutmaßlichen Täter

wurden zwar verhaftet, aber bisher nicht verurteilt.

Maroniten

Der Libanon bildet mit einem Anteil von 34 Prozent Christen eine absolute Ausnahme im Nahen und Mittleren Osten. Die Mehrheit der Gläubigen gehört den Maroniten an, die im 8. Jahrhundert erstmals ihren eigenen Patriarchen erhielten. Im Kontakt mit den Kreuzfahrern stimmten sie 1182 einer Union mit der katholischen Kirche in Rom zu, bei der es bis heute geblieben ist. Die Maroniten distan-

zieren sich teilweise demonstrativ von ihrer arabischen Umgebung und identifizieren sich lieber mit den Phöniziern, die in der Antike im Zedernstaat ansässig waren. Weil ihre Klöster in den Bergen relativ geschützt liegen, dienten diese über Jahrhunderte als Fluchburgen für verfolgte Christen der Region. Der maronitische Patriarch Mar Nasrallah Boutros Sfeir hat den Rang eines Kardinals und stellt in seiner Heimat auch eine wichtige politische Autorität dar. (MG)